

Einleitung

Kathy Ehrensperger

Es gab Zeiten, da Antisemitismus aufs Schärfste verurteilt werden konnte und Erinnerungsveranstaltungen mit Nachdruck ein „Nie wieder“ bekräftigen konnten, während gleichzeitig Antijudaismus in Hörsälen und von Kanzeln und in wissenschaftlichen Analysen weiterverbreitet wurde, ohne das Bewusstsein, dass da eine unauflösbare Beziehung bestand. Ich bin theologisch in einem solchen Kontext aufgewachsen, wie wohl viele meiner Generation. Erst nach meinem Studium, als ich Theologien nach Auschwitz und sozialgeschichtliche Zugänge kennenlernte, nicht zuletzt durch Ekkehard W. und Wolfgang Stegemann, begann ich langsam zu verstehen, wie tief christliche Tradition von dieser strukturell eingebauten Diffamierung jüdischer Mitmenschen und ihrer Traditionen durchdrungen war. Ekkehard und Wolfgang Stegemann waren unter den Pionieren in den späten 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, die auf eine lange Reise aufgebrochen waren, um entschlossen den Antijudaismus und seine inhärente Verbindung zum Antisemitismus in der Geschichte und Gegenwart christlicher Theologie und neutestamentlicher Wissenschaft im Besonderen aufzudecken. Es war und ist eine mühsame Reise, auf der ihnen oft Unverständnis, wenn nicht sogar Widerstand begegneten. Aber es gab und gibt da auch Momente, in denen diese Forschungen auf fruchtbaren Boden fielen und neue Forschungsansätze und junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler inspirierten, nicht zuletzt auch in internationalen wissenschaftlichen Netzwerken. Es entstand der Eindruck, dass die Erkenntnis, dass das Christentum im Judentum verwurzelt oder in besonderer Weise mit ihm verbunden ist, sich durchzusetzen begann und damit eine Barriere gegen Antisemitismus errichtet worden sei, da er immer weniger durch die Vermittlung antijüdischer Stereotypen in Hörsälen und von Kanzeln genährt wurde. Diese Hoffnung hat sich leider nicht bestätigt, wie die unverkennbare Zunahme des Antisemitismus in Wort und Tat der letzten Jahre erschütternd aufweist. Jüdische Nachbarinnen und Nachbarn fühlen sich nicht mehr sicher auf den Straßen in europäischen und amerikanischen Städten, und es ist beschämend zu sehen, dass eine Kippah zu tragen zu einer Gefährdung an Leib und Leben wird in deutschen Städten.

Die Forschung und die mahnenden Stimmen von Ekkehard und Wolfgang Stegemann sind von einer brennenden Aktualität, wie sie noch vor ein paar Jahren nicht erahnt werden konnte. Die Hoffnung und Illusion, dass der Antisemitismus sich nie wieder öffentlich als diskursfähig erweisen werde, hat sich

zerschlagen. Dass Kirchen und christliche Theologie nichts damit zu tun hätten, da sie sich ja nun in aller Form von jeglicher Ausprägung des Antisemitismus distanziert hätten, wie das in vielen kirchlichen Verlautbarungen zu lesen und in offiziellen Stellungnahmen zu hören ist, ist leider Ausdruck einer Illusion. Alle Verlautbarungen, die nach antisemitischen Angriffen Solidarität mit jüdischen Mitmenschen ausdrücken, können nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass zwischen dem sich wieder öffentlich zeigenden Antisemitismus und Antijudaismus ein inhärenter Zusammenhang besteht. Dass mit der nun allgemein anerkannten Tatsache, dass Jesus Jude war und auch Paulus sich Zeit seines Lebens als Jude verstanden hat, auch der Antijudaismus aus christlicher Exegese und Theologie und aus den Kirchen verschwunden seien, erweist sich trotz bester Absichten als kurzichtig. Und die Ansicht, dass Antijudaismus in christlicher Theologie und insbesondere in neutestamentlicher Wissenschaft und Antisemitismus nichts miteinander zu tun hätten, ist wieder oder immer noch verbreitet. Dabei wird vielfach übersehen, dass Antisemitismus durchzogen ist und genährt wird von jahrhundertealten Stereotypen, die im Christentum entstanden oder gefördert wurden.

Aber es ist kaum überraschend, dass bei Versuchen, Unsicherheiten im Bezug auf Zugehörigkeit und Identität mithilfe von Stereotypen zu kompensieren, auf solche zurückgegriffen wird, die direkt im Zuge der Etablierung einer sich selbst nicht sicheren Identität des Christentums gebildet wurden. Die Forschung und die Publikationen von Ekkehard und Wolfgang Stegemann sind, obschon einige der Aufsätze vor mehr als 30 Jahren erstmals publiziert wurden, von einer leider nun doch nicht überraschenden Aktualität; und dass hier nun ein Sammelband einer Auswahl dieser Aufsätze vorliegt, bedeutet nicht so sehr, dass hier auf das Wirken zweier Theologen und Neutestamentler zurückgeblickt und ihr Beitrag gewürdigt wird (das natürlich auch). Diese Aufsätze sprechen direkt und unmittelbar mahnend und klärend in die Gegenwart.

So nimmt uns die Lektüre der hier gesammelten Aufsätze zum einen mit auf eine Zeitreise von den Anfängen der Versuche einer Überwindung des Antijudaismus in christlicher Theologie bis in die Gegenwart; und sie bieten zum anderen hermeneutische Ansätze und exegetische Detailuntersuchungen, die als Grundlagen für weitere Schritte in Richtung auf ein christliches Selbstverständnis ohne Herabwürdigung des Judentums dienen werden. Die Aufsätze stehen exemplarisch für die Grundanliegen des wissenschaftlichen Arbeitens der Stegemann-Brüder. Exegetische Detailstudien, wissenschaftstheoretische Analysen, forschungsgeschichtliche Überblicke ebenso wie Stellungnahmen zu konkreten kirchenpolitischen Entwicklungen sind geprägt von der Suche nach Wegen der Überwindung antijüdischer Dimensionen im christlichen Selbstverständnis. Sie haben diese hermeneutische Voraussetzung oder Klammer vor ihren Arbeiten immer klar und deutlich thematisiert und sind damit nicht der wissenschaftstheoretischen Illusion sogenannter abstrakter Objektivität, dem *point of nowhere*, verfallen. Sie sind damit frühe Wegbereiter dessen, was zeit-

gleich, d. h. in den 70er und frühen 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, feministische Theologinnen eingefordert hatten: die hermeneutischen Voraussetzungen jeglicher Interpretation und Analyse sind zeitlich und lokal bedingt und in wissenschaftlicher Arbeit offen und kritisch zu reflektieren. Was in gegenwärtigen Diskursen mehr oder weniger als Selbstverständlichkeit gilt, wurde als ideologisch beeinflusste und damit sogenannten objektiven Ansätzen gegenüber als unwissenschaftlich eingestufte Auslegung betrachtet. Wenn im Einzelnen über bestimmte Ergebnisse diskutiert werden kann und in kritischer Reflexion logische Schlussfolgerungen auch in den Arbeiten der Stegemanns hinterfragt werden können, so mit Sicherheit nicht, weil sie hermeneutische Voraussetzungen und Interessen deklarieren. Das sollte denn auch von Kritikern, wenn sie denn ernst zu nehmen sind, zu erwarten sein. Der Einbezug hermeneutischer Voraussetzungen dispensiert ja nicht von der Anwendung gängiger und neuer methodischer Zugänge zum Forschungsgegenstand. Hier ist die Breite der kulturhistorischen Einbettung und Interdisziplinarität der Forschung der Stegemanns zu erwähnen, die von der Tiefe und Breite ihrer Gelehrtheit Zeugnis geben. Sie sind in dem Sinn neutestamentliche Theologen im wahrsten Sinn des Wortes, da sie diese Schriften und ihre Rezeption immer kontextuell verorten und analysieren und gleichzeitig die Forschungsergebnisse im Hinblick auf ihre Relevanz in gegenwärtigen Diskursen in Kirche und Gesellschaft im Blick behalten. In dem Sinn ist ihr Ansatz der einer neutestamentlich kontextuellen Theologie, im doppelten Sinn des Wortes.

Auch der Fokus der hier gesammelten Arbeiten liegt selbstverständlich beim Neuen Testament und seiner Auslegung, da sich in diesen Schriften historisch bedingte Polemiken finden, die in der Rezeptionsgeschichte zu antijüdischen und damit auch antisemitischen Stereotypisierungen und Feindbildern aufgebaut wurden. So beginnt diese Sammlung nicht nur chronologisch, sondern auch sachlich bedingt mit einem Aufsatz von Wolfgang Stegmann, der sich mit der Frage auseinandersetzt, ob Antijudaismus dem Christentum essenziell inhärent sei. In einer Zeit, in der das Kriterium der doppelten Unterscheidung Jesu von seinem jüdischen Kontext und von frühchristlichen Traditionen als Kennzeichen authentischer Jesus-Worte galt, verweist Wolfgang Stegmann auf die bemerkenswerte Tatsache, dass jüdische Gelehrte des 19. und des 20. Jahrhunderts Jesus als einen sahen, der im Judentum beheimatet war. So wird denn diese Frage nach einem essenziellen Antijudaismus im Christentum auch mit Verweisen auf Helmut Gollwitzer, Friedrich-Wilhelm Marquardt und Johann Baptist Metz verneint. Dies nun nicht, indem die im Neuen Testament auch zu findende antijüdische Polemik ausgeblendet, sondern als Aufgabe der Exegese postuliert wird, diese in ihrer historischen Bedingtheit zu verstehen, im Kontext von Abgrenzungs- und Unterscheidungsdebatten und Bewegungen unter den Bedingungen römischer Dominanz nach 70 u. Z. Insofern sind entsprechende Polemiken in den Evangelien als Versuche, jüdische Traditionen für sich zu beanspruchen, Teil der Identitätsbildungsprozesse von Gruppen, die

sich als mehrheitlich nicht-jüdische Messiasanhänger/innen verstehen, die sich nun aber vom entstehenden rabbinischen Judentum zu unterscheiden suchen. Wenn damit in Jesus Christus Heil außerhalb des Judentums als durch den designierten Messias ermöglicht angesehen wird, bedeutet das nicht zwingend, so Wolfgang Stegemann, dass Heil gegen Israel beansprucht wird. Auch bedeutet die entsprechende soziale Unterscheidung von Juden und Christusgläubigen nicht, dass das Verhältnis Israels zu seinem Gott damit negiert wird. Hier finden wir einen Ansatz, der in nuce grundlegende Analogien zur *Third Quest* der historischen Jesus-Forschung der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts aufweist, in der die Anerkennung Jesu als Jude nicht mehr grundlegend infrage gestellt wurde, und ebenso zum *Paul within Judaism* Ansatz, der sich im letzten Jahrzehnt von marginalen Anfängen in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts als eine nun auch signifikant rezipierte Forschungsrichtung etabliert hat. Es zeigt sich bereits in diesem Eröffnungsaufsatz, inwiefern die Forschungsarbeit der Stegemanns Pioniercharakter hatte.

Diesem programmatischen Aufsatz folgen drei Aufsätze (zwei von Wolfgang Stegemann, einer von Ekkehard W. Stegemann), die sich mit Aspekten der Rezeptionsgeschichte befassen. Eine Übersicht über die Stellungnahmen der evangelischen Kirchen zum Judentum seit 1945 zeigt auf, wie lange es denn doch gedauert hat, bis die Kirchen sich spezifisch ihre Mitschuld an der Entstehung des rassistischen Antisemitismus des 19. Jahrhunderts und der Shoah, nicht nur durch ihr Schweigen und Nicht-Handeln, sondern insbesondere durch die jahrhundertlange Verbreitung anti-jüdischer Stereotypen eingestanden, und in der Folge zu theologischen Stellungnahmen fanden, die die unverbrüchliche Erwählung Israels bejahten. Entsprechende Stellungnahmen konnten nur nach grundlegenden selbstkritischen theologischen Reflexionen wie denjenigen von z. B. Peter von der Osten-Sacken und Johann Baptist Metz zustande kommen. Diese benannten als grundlegend die Notwendigkeit, eine Christologie aufzugeben, die die Gegenwart einer messianischen Erlösung triumphalistisch verabsolutiert, da eine solche alles, was dem widerspreche, insbesondere das jüdische Volk, abgewehrt und verdrängt werden muss. Notwendig sei, wie von der Osten-Sacken es formuliert hat, ein „theologischer Besitzverzicht“. Es gehe darum, eine offene Christologie, d. h. eine Israel bejahende Christologie zu suchen, bei der einerseits die dem Christentum inhärente Verbundenheit mit dem jüdischen Volk trotz und mit der damit verbundenen Differenz ausgedrückt wird, damit aber nicht Israel zu Vereinnahmungen oder ihm vorzuschreiben, wer denn dieser Jesus als Messias für Israel sei. Das Bekenntnis zu Jesus als Messias Israels hat Gültigkeit nach innen, im christlichen Selbstverständnis, nicht aber für das historisch existierende jüdische Volk. Es ist der Absolutheitsanspruch des Christentums, nicht das Messias-Bekenntnis, das die Wurzel des christlichen Antijudaismus bildet. Dieses Übersichtskapitel benennt eine Aufgabe, die wiederum in Anfängen bereits im letzten Jahrhundert aufgenommen wurde, unter den gegenwärtigen Voraussetzungen aber

einer Verbreiterung und Vertiefung bedarf. Jüdische neutestamentliche Wissenschaftler/innen und Religionsphilosophen stellen gegenwärtig entsprechende Fragen erneut; und es stehen Versuche christlicher systematischer Theologinnen und Theologen an, diese Frage aufzunehmen, wie z. B. im kürzlich veröffentlichten Sammelband „Christologie zwischen Christentum und Judentum – Jesus, der Jude aus Galiläa und der christliche Erlöser“.¹

Diese kritische Selbstreflexion ist in einem internationalen kirchlichen Gremium noch nicht angekommen, wie der spätere Beitrag zur Haltung des ökumenischen Rates zum Nahostkonflikt und dem Existenzrecht des Staates Israel darlegt. Wolfgang und Ekkehard Stegemann beschreiben, wieweit sich der Ökumenische Rat von seinen eigenen Grundsatzserklärungen zum Antisemitismus, die seit seiner Gründung 1948 verabschiedet wurden, entfernt hat, und zeichnen scharf dessen Einseitigkeit in den seither erfolgten Stellungnahmen nach. Es verdeutlicht sich hier die Dringlichkeit der Aufgabe einer informierten und reflektierten Auseinandersetzung mit auch in diesen Kontexten nicht überwundenen Antisemitismen.

Dass traditionelle christliche Theologie durchgehend von Antijudaismus durchdrungen ist, zeigt Wolfgang Stegemann exemplarisch in einer Detailanalyse der Theologie Rudolf Bultmanns auf. Dabei arbeitet er sorgfältig den Unterschied zwischen Bultmanns persönlicher Integrität im Bezug auf jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger und seinem theologischen Denken heraus, das in auffälliger Diskrepanz zu seinem Verhalten steht. So hält er am für die neutestamentliche Wissenschaft der Zeit prägenden Zerrbild der Gesetzlichkeit des Judentums fest und präsentiert einen Entwurf, in dem Juden zum exemplarischen, sich selbst zu erlösen suchenden Menschen werden, damit zum Symbol des in der Uneigentlichkeit verharrenden und damit sein Leben verfehlenden Menschen an sich. Jesus und Paulus sind demgegenüber die Überwinder einerseits von jüdischer Gesetzlichkeit durch Liebe und von jüdischem Leistungsgedanken durch Gnade. Judentum wird dargestellt als das „historisch-empirisch wahrnehmbare Missverständnis der menschlichen Existenz in ihrer Uneigentlichkeit“ (76). Hier zeigt sich ein strukturell-theologischer Antijudaismus, in dem christliches Selbstverständnis in grundlegendem Gegenüber zum Judentum gesehen wird, womit sich christliche Theologie negativ an ihren eigenen Antijudaismus bindet. Ekkehard Stegemanns Beitrag zeichnet den inhärenten Antijudaismus in Martin Luthers Schriften und deren Weiterführung in Theologien der Aufklärung und des 19. Jahrhunderts nach, womit der Ansatz Bultmanns in seiner theologiegeschichtlichen Kontinuität verortet wird. Dabei zeigt Ekkehard Stegemann auf, dass zwischen der scheinbaren Milde, die in den Frühschriften Luthers zu finden ist, und den heftigen Polemiken der Spät-

¹ Danz, Christian / Ehrensperger, Kathy / Homolka, Walter, Christologie zwischen Judentum und Christentum. Jesus, der Jude aus Galiläa, und der christliche Erlöser, Tübingen 2020.

schriften kein Bruch, sondern eine grundlegende Verbindung besteht. So sind auch in den Frühschriften Juden nicht „wahrheitsfähige Partner“ in der Interpretation der Schrift. Die Milde ist nur im Zusammenhang mit Luthers Erwartung der Bekehrung von Juden angesichts der reformatorischen Rückkehr zum Urtext zu verstehen. So besehen ist die spätere Polemik ebenso Ausdruck dieser Erwartung wie die frühe scheinbare Milde. Jüdische Schriftauslegung als eine Auslegung, die sich auf dieselben Texte bezieht wie die christliche (die für Luther natürlich allein Gültigkeit besaß), bedeutete ja eine Infragestellung ebendieser Auslegung und hatte das Potenzial alternativer Interpretation, womit der christliche Absolutheitsanspruch unmittelbar infrage gestellt werden konnte. Obschon also in der Reformationszeit Gespräche zwischen Juden und Christen stattfanden, Christen von Juden Hebräisch lernten und auch etwas von jüdischer Auslegung erfuhren, nährte die dadurch möglicherweise unbewusst erfahrene Infragestellung weiterhin Antijudaismus in schärfster Form. Ekkehard Stegemann zeichnet im Folgenden die Weiterentwicklung des theologischen Antijudaismus in der Aufklärung und darüber hinaus nach. Hier wird, im Kontext der Vorstellung eines aufgeklärten Christentums als universale Religion, zum einen erwartet, dass Juden als Bürger, aber nicht als gleichwertig anerkannt werden. Demgegenüber wird das Judentum zum Inbegriff der Partikularität und damit erneut zum antithetischen Gegenüber, d. h. zur Negativfolie dieser idealen universalistischen Religion. Jesus habe diese Religion aber noch im Kleid der Partikularität vertreten müssen, da seine Adressaten Juden waren. Demgegenüber befreite Paulus durch den Bruch, den er mit der Synagoge vollzog, das Christentum zum Bewusstsein seiner selbst. Diese von Semler so formulierte Sicht fand in ihrer Historisierung durch F. C. Baur Eingang in die durch die historisch-kritische Methode geprägte Bibelwissenschaft und damit in die wissenschaftlichen Forschungen des 19. Jahrhunderts und wirkte, wie an den Beispielen Wellhausen, von Harnack und Bultmann gezeigt wurde, weit ins 20., ja bis ins 21. Jahrhundert. Weder die Reformation noch die Aufbruchsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts haben den Antijudaismus überwunden, sondern in historisierenden Zugängen neu verstetigt.

Ekkehard Stegemanns Aufsatz „Israel in Barths Erwählungslehre“ ist ein weiteres Beispiel einer tiefgehenden strukturellen Analyse eines der großen Theologen des 20. Jahrhunderts. Wie im Aufsatz zu Bultmann wird die persönliche Haltung und Integrität Barths betont, auch finden sich Ansätze in Barths Interpretation von Römer 9–11, die Israels ungebrochene Erwählung betonen. So ist bemerkenswert, dass Barth zwar Paulus an verschiedensten Stellen nicht angemessen interpretiert, die Erwählung der Gemeinde Gottes aber dahingehend versteht, dass sie in einer Doppelgestalt als Israel und Kirche unter dem einen Bund steht. Die Hierarchie bleibt zwar bestehen, insofern Barth in der Kirche die vollkommene Gestalt der Gemeinde sieht, mit Paulus sieht er aber trotzdem keine judenmissionarische Aufgabe der Kirche; die Erlösung ist Sache des Eingreifens Christi am Ende der Geschichte. Ganz Israel hat Teil an diesem

Geschehen, das aber ganz in der Hand Gottes gesehen wird, also nicht durch die Kirche vermittelt, noch in sie integriert. Trotz dieser bemerkenswerten Ansätze bleibt bei Barth die Stereotypisierung des Judentums bestehen, da er in seiner theologischen Voraussetzung der Vorrangigkeit des Christus-Geschehens behaftet bleibt. Die Nähe, die Barth herzustellen versucht, braucht ein Judentum, das nicht in dieses Schema passt; denn es gilt doch immer noch als Negativfolie. Es geht Ekkehard Stegemann hier darum aufzuzeigen, dass Geschichte und Geschichtlichkeit und damit auch das konkret existierende Hier und Jetzt nicht theologisch übersprungen werden können. Es muss versucht werden, Paulus in seinem kulturellen und sozialhistorischen Kontext, in seiner apokalyptisch geprägten Weltsicht zu sehen, d. h. auch in einer Fremdheit, die nicht immer verständlich sein mag in Anbetracht der Tatsache, dass aus diesen Anfängen zwei voneinander unterschiedene Größen entstanden sind. Damit einher geht christlicherseits die Anerkennung der Nicht-Erlöstheit der Welt, d. h. das Aufgeben einer Illusion. Das ist nicht ein jüdisches Problem, sondern ein christliches, und kann auch nur als solches und von Christen angegangen werden.

Diese exemplarischen forschungsgeschichtlichen Analysen werden komplementiert durch die sorgfältige exegetische Arbeit der beiden Neutestamentler. Hier werden in zwei Aufsätzen Fragen des Ausdrucks messianischer Vorstellungen im Johannes- (W. S. und E. W. S.) respektive Lukasevangelium und der Apostelgeschichte (W. S.) diskutiert. Ekkehard Stegemann widmet sich dann der Frage, in welchem Verhältnis das Judesein Jesu zur Überzeugung der Christen steht. Dabei setzen sich die dem Johannesevangelium und dem Lukanischen Doppelwerk gewidmeten Aufsätze mit dem in den jeweiligen Evangelien unterschiedlichen Messiasverständnis auseinander. Beide werden als im Kontext der Katastrophe nach 70 u. Z. verortet gesehen. Beide werden als Versuche verstanden, die dadurch bedingten oder verschärften Konflikte mit dem Judentum zu verarbeiten. Im Johannesevangelium wird das gemäß der Meinung der beiden Autoren durch eine Distanzierung vom Judentum erreicht, wobei die Messianität Jesu im Sinne weisheitlicher Tradition verstanden wird. Das Lukanische Doppelwerk versucht demgegenüber, trotz aller Unterschiede Nähe zum Judentum zu formulieren und die Messianität Jesu auch politisch zu verstehen, jedoch dahingehend, dass für Lukas die Erfüllung der Königsherrschaft mit Jesu Leiden, Tod und Auferweckung noch nicht gekommen ist, Jesus in dem Sinn als Messias designatus zu verstehen sei. Mit der proleptischen Wirksamkeit dieses Messias Israels ist Heilszeit angebrochen, aber nicht erfüllt, womit das vom Heil schon betroffene Israel zum Licht für die Völker werden kann, d. h. Israels messianisches Heil kann nun auch den Heiden leuchten. Die Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu und letztlich auch Paulus sind entsprechend Zeugen unter den Völkern für dieses Heil Israels. Diese Interpretation des lukanischen Doppelwerks eröffnet nach Wolfgang Stegemann demnach Möglichkeiten eines christlichen Selbstverständnisses, das sich vom Judentum

unterscheidet, ohne damit antijüdisch zu sein oder das Judentum zu vereinnahmen – wenn denn auf jegliche Absolutheitsansprüche verzichtet wird. Ekkehard Stegemann setzt sich mit der Tatsache auseinander, dass jüdische Forscher Jesus als Jude heimgeholt haben und fragt, inwiefern Analoges sich auch in christlicher Forschung etabliert habe, oder sich etablieren könnte, und was denn entsprechende Folgen davon sein könnten. Dies knüpft an die von Wolfgang Stegemann im zweiten Aufsatz erörterte Frage nach den Implikationen entsprechender Forschung für die Christologie an. Selbstverständlich, so die Stegemanns, besteht der nicht aufzuhebende Grundunterschied im christlichen Bekenntnis zu Jesus als dem Messias. So verweist Ekkehard Stegemann auf die Tatsache, dass christliche Wissenschaftler durchaus das Judesein Jesu anerkennen konnten, wenn es um die historische Dimension ging, diese dann aber für theologisch irrelevant oder zur äußeren Schale erklärt wurde, von der sich die Eigentlichkeit Jesu aber grundlegend unterscheidet. Diese grundlegende Verschiedenheit werde auch in Ansätzen postuliert, die das Messiasverständnis Jesus als nicht-jüdisch in die Innerlichkeit verlegen. Da ja äußerlich keine politische Veränderung stattgefunden habe, könne Jesus auch nicht als Messias Israels bezeichnet werden. Das trifft sich mit jüdischen Anfragen an das christliche Messiasverständnis, da tatsächlich die Unerlöstheit der Welt offensichtlich ist. Hier ist christlicherseits weiterzudenken. Das Verständnis der Messianität Jesu als Messias designatus, damit verbunden der Heilszeit als angebrochener, aber nicht erfüllter, erweist sich diesbezüglich, wie ich meine, als äußerst hilfreich, da hier nicht eine Erlösung postuliert wird, die die Wirklichkeit ausblendet oder sich enthusiastisch in Illusionen flüchtet, noch die Unerlöstheit negativ auf andere projiziert. Damit wird es möglich, ein *trotzdem* der Hoffnung zu formulieren, ohne absolutistisch Erlösung zu postulieren in einer unerlösten Welt. Hier eröffnen Ekkehard und Wolfgang Stegemann, basierend auf sorgfältiger Exegese, Ansätze für eine christliche Theologie, die die Schreckensgeschichte der christlichen Tradition nicht ausblendet, die Differenz zum Judentum nicht verwischt, diese aber in positivem Bezug einbettet, ohne christliche Identität zu verlieren – im Gegenteil.

Im Aufsatz „Theologie zwischen Antisemitismuskritik und alten Vorurteilen“ entwirft Ekkehard Stegemann eine Art von Prolegomena zu einer christlichen Theologie ohne Antijudaismus, wie er die Ausführungen selbst charakterisiert. Dieser Aufsatz präsentiert in dem Sinn das, worum es in diesem Band geht. Und obschon er vor 20 Jahren geschrieben wurde, harrt die Aufgabe, die nicht die Aufgabe eines einzelnen sein kann, sondern diejenige der christlichen Theologie insgesamt ist, darauf, bearbeitet zu werden. Wie sich schon in den forschungsgeschichtlichen Aufsätzen deutlich gezeigt hat, geht es ja darum, christliche Theologie grundlegend und in allen Bereichen im Blick auf diese Anforderung, die meiner Meinung nach unhinterfragbar ist, neu zu denken und auszudrücken. Die Aufgabe umfasst nicht nur neutestamentliche Exegese und systematische Theologie, sie umfasst Liturgien und Bibelübersetzungen

ebenso wie Schulbücher und die Ausbildung an theologischen Fakultäten und religionspädagogischen Instituten. Denn, so Ekkehard Stegemann hier, so wenig Antijudaismus von Antisemitismus getrennt werden kann, und Kultur und Gesellschaft ebenso betrifft wie das Christentum, sowenig handelt es sich nur um einen Aspekt, der das Verhältnis zum Judentum – also ein nach außen gerichtetes Verhältnis – betrifft. So wesentlich die Achtung und Unantastbarkeit der Würde des Anderen als Voraussetzung wahrer Begegnung auf Augenhöhe ist, hört der Anspruch, den das Christentum an sich selbst haben muss, hier nicht auf. Es geht um die Beziehung zu den Anderen. Es geht aber auch und unabdingbar um das christliche Selbstverständnis. Judenfeindschaft ist dem Christentum inhärent und ein von innen her entstehender Angriff auf seine Identität. Entsprechend geht es um eine grundsätzliche und nicht nur teilweise Neubestimmung des Verhältnisses zur biblischen Matrix, auf der das Christentum gewachsen ist. Obschon Antijudaismus für Kirchen heute weitestgehend als illegitim erachtet wird, werden weiterhin entsprechende Bilder, Stereotypen und Denkmuster weiterverbreitet – oft mit dem besten Willen, es anders zu machen. Eine der Komplexitäten sei hier besonders erwähnt. Da beide heute bestehenden, sich voneinander sozial und religiös unterscheidenden Größen, Judentum und Christentum, sich aus dem Pluralismus der Zeit des zweiten Tempels unter römischer Herrschaft gebildet hatten und sich auf dieselben biblischen Traditionen beziehen, wird eine Gemeinsamkeit angenommen, die in Versuchen, Antijudaismus im Christentum zu überwinden, oft überdehnt wird. Demgegenüber weist Ekkehard Stegemann zu Recht, wie ich meine, darauf hin, dass es das Gemeinsame immer nur in der Differenz gibt. Der christliche Bezug und Deutungshorizont der Schriften, die geteilt werden, ist ein anderer als der jüdische, was ja schon die jeweils unterschiedliche Version ihres Kanons verdeutlicht. Beide, Judentum und Christentum, sind unterschiedliche Adaptionen und Transformationen der Deutungen der gemeinsamen biblischen Traditionen im Kontext sich unterschiedlich ausprägender kollektiver Identitäten. Das Gemeinsame erweist sich immer nur im Besonderen. Damit ist eine Anerkennung der Differenz als grundlegend gegeben, da das Menschliche nur in der Besonderheit vorkommt. Die eigene Deutung hat in der Anerkennung der Verschiedenheit ihre Berechtigung – als eine unter anderen.

Diese Betonung der Notwendigkeit der Anerkennung der Differenz wird von Wolfgang Stegemann im Folgenden weitergeführt, indem er in einer historischen Analyse darlegt, dass das Gemeinsame immer schon das Unterschiedene war. Paulus wird als Apostel der Heiden verstanden, und entsprechend seine Gemeinden als Gruppen aus den Völkern. Diese gehörten ja nie zum jüdischen Volk und sollten nach Paulus ja auch eben gerade nicht ihm zugehörig werden. Sie waren also am Anfang Gruppen, die, soziologisch betrachtet, außerhalb des Judentums standen und sich auf die jüdische Tradition bezogen, und diese in Bezug auf ihr eigenes messianisches Selbstverständnis transformierten. Es kann also nicht von einer Trennung von etwas gesprochen werden, das so nie

zusammengehörte, argumentiert Wolfgang Stegemann. Die Unterscheidung von Juden und messiasgläubigen Menschen aus den Völkern ist den Anfängen demnach inhärent. Am Anfang war die Unterscheidung, so könnte man diese Perspektive zusammenfassen, was aber nicht bedeutet, dass der Anfang von einem antagonistischen Verhältnis bestimmt war.

Ob denn, angesichts all der unübersehbaren Probleme am Anfang etwas falsch gelaufen sei, fragen die Stegemanns dann in Auseinandersetzung mit einer Aussage von Krister Stendahl. Wenn die Frage bejaht würde, wäre damit wenig gewonnen, kann die Geschichte ja nicht rückgängig gemacht werden, um eine möglicherweise verlorengegangene Alternative wiederzugewinnen. Die Stegemanns plädieren dafür, die Anfänge anhand des Diskursmodells zu analysieren und nachzuzeichnen, wie sich diese Geschichte so entfaltet hat, wie sie es getan hat. Es werden dabei die Interaktionen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen, politischen, sozialen, religiösen und ökonomischen Prozessen, die sich unterschiedlich und mit unterschiedlichen Folgen aufeinander beziehen und beeinflussen, in Betracht gezogen. Dabei wird in Kürze in Betracht gezogen, dass v. a. Paulus sich an nicht-jüdische Menschen aus den Völkern wandte, ihnen Implikationen ihrer Christusüberzeugung darlegte und dadurch sich von jüdischen und paganen Gruppen unterscheidende Kollektive bildeten. Wie schon im vorhergehenden Aufsatz dargelegt, wird diese Unterscheidung als im Anfang angelegt gesehen, womit auch gesagt ist, dass am Anfang also eigentlich alles ziemlich normal verlaufen sei, was da geschehen ist. Auf diese Unterscheidung aufbauenden und sie instrumentalisierenden Rezeptionen hingegen führten zu einer negativen Essentialisierung des Judentums. Sie waren es, die dazu führten, dass in der Folge etwas falsch gelaufen ist. Die Unterscheidung an sich ist nicht problematisch.

Einer weiteren Problematik, die zu antijüdischen Konstruktionen in christlicher Theologie und darüber hinaus führen, wendet sich Wolfgang Stegemann zu, wenn er darauf verweist, dass der in der Aufklärung verorteten Definition des Judentums als Religion ein Modell des Christentums Pate stand, wie das übrigens auch in Bezug auf andere Traditionen geschah, und nicht jüdisches Selbstverständnis ist. In Bezug auf das Judentum bestand die Gegenüberstellung im schon erwähnten postulierten Universalismus des Christentums als der wahren Vernunftreligion. Demgegenüber konnte das Judentum in seiner Partikularität immer nur eine Negativform des Wahren sein. Entsprechend kam es zu einer Gleichung, die postulierte, dass das Christentum das Wahre ohne Judentum sei. Auf diesem Hintergrund kritisiert Wolfgang Stegemann dann Jan Assmanns These, der sogenannte mosaische Monotheismus sei die Grundlage von Gewalt, da absolutistischer Exklusivismus ihm inhärent sei. Wolfgang Stegemann weist darauf hin, dass Assmann damit eine antijüdische Interpretation postuliert, basierend auf dem Konstrukt des Judentums als einer Religion analog zum Christentum, ergänzt durch Aspekte von Christentum und Islam. Dieses Konstrukt basiert auf einer Reihe von Verkennungen. Da ist zu-